

Das Versprechen der Dinge - Aspekte einer kulturwissenschaftlichen Epistemologie

Autor(en): **Keller-Drescher, Lioba**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Basler Jahrbuch für historische Musikpraxis : eine Veröffentlichung der Schola Cantorum Basiliensis, Lehr- und Forschungsinstitut für Alte Musik an der Musik-Akademie der Stadt Basel**

Band (Jahr): **32 (2008)**

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-868924>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DAS VERSPRECHEN DER DINGE – ASPEKTE
EINER KULTURWISSENSCHAFTLICHEN EPISTEMOLOGIE

VON LIOBA KELLER-DRESCHER

Verhandlungen mit Kulturwissenschaften

Die Diversifizierung der wissenschaftlichen Disziplinen in den letzten 150 Jahren führt zu immer differenzierteren Fragestellungen und Methoden, die einen interdisziplinären Austausch erschweren. „Verhandlungen“ mit Kulturwissenschaften müssen daher dort ansetzen, wo sie Problemlagen als gemeinsame erkennen und gemeinsam bearbeiten können. Zunächst sind das selbstverständlich die ganz grundsätzlichen Fragen nach dem Sinn der Beschäftigung mit Kultur und Geschichte, die regelmäßig neu gestellt werden müssen. Denn Kulturwissenschaften sind historische Wissenschaften, auch die, die dies nicht im Titel führen — sie bearbeiten historische Themen, sie historisieren Gegenstände, sie betreiben Wissenschaftsgeschichte. Die Geschichtswissenschaft bietet hier kulturwissenschaftliches Leitwissen, weil sie die zeitlichen Rahmungen für die Bedingungen und Abläufe zur Verfügung stellt, in die kulturwissenschaftliche Fragestellungen und Analysen eingebettet werden müssen. Längst haben sich die Kulturwissenschaften vom Status der Hilfswissenschaften befreit und betreiben je eigene Wissensbereiche und historische Fragestellungen. Die Diversifizierung der Disziplinen bewirkt einerseits eine Auffächerung in inkommensurable Einzelwissenschaften, die unter einander Verständnisschwierigkeiten haben, was die Musikwissenschaft besonders betrifft, denn die Hürden an besonderen Vorkenntnissen verhindern einen leichten Zugang – anders als vielleicht noch im 19. Jahrhundert gehören Fähigkeiten wie Partiturlesen, gebildetes Hörvermögen, Beherrschung eines Musikinstruments nicht mehr zur akademischen Allgemeinbildung. Andererseits ermöglicht die Vervielfältigung aber auch, die spezialisierten Kenntnisse anderer Wissenschaften zu nutzen, um wissenschaftliche Probleme, die nicht im Zentrum der jeweils eigenen Disziplin stehen, zu bemerken und angehen zu können. Im Idealfall können so Konzepte nicht nur durch die Disziplinen „wandern“¹, sondern auch „robuster“, angepasster und abgestimmter als zuvor wieder an ihren Ausgangspunkt zurückkehren.

Gewinnbringend scheint mir von dieser Ausgangslage her eine Verhandlung über die Materialität der Kultur und noch schlüssiger über die Materialität der Forschung zu sein. Ein Problem, das alle Kulturwissenschaften, nicht nur die eigentlichen Sammlungsfächer haben: Selten verfügen sie über epistemologische Konzepte, mit denen der Materialität der Forschung und dem Status von Dingen, mit und an denen Wissen gewonnen wird, nachgegangen werden kann. Dennoch gehen sie nicht nur mit ihnen um, sondern vertrauen

¹ Vgl. Mieke Bal, *Travelling concepts in the humanities. A rough guide*, Toronto 2002.

ihnen auch in einem gewissen Mass, was im Fall der historischen Aufführungspraxis eine Praxis der Rekonstruktion und der aneignenden Benutzung historischer Dinge (Musikinstrumente, Notenhandschriften etc.) zur Folge hat wie in keiner anderen Kulturwissenschaft. Zur Verhandlung über die Komplexität der Beziehungen von Material, Materialität und Forschung möchte der folgende Beitrag aus der Sicht eines Sammlungsfachs mit einer gewissen Ding-Kompetenz beitragen.

Anfänge

„Es fängt an im Dunkeln.“ So beschreibt Anselm Kiefer in seiner Rede anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels die Anfangsszene der künstlerischen Praxis.² Er erlebt diesen Beginn als ein Drängen zum Handeln: ein zunächst undeutlicher Vorgang, ein dunkler Augenblick, aus dem heraus sich etwas zeigt und zum Handeln kommt. In der Konfrontation mit dem Material beginnt schließlich die Umsetzung. Kiefer begleitet diesen Vorgang der Begegnung mit dem Material mit dem Satz: „Denn in der Materie ist der Geist schon enthalten.“³ Ein Satz, der fasziniert und im Gedächtnis bleibt. WissenschaftlerInnen dürfen so in der Regel nicht von ihrer Praxis sprechen. Dennoch berühren diese philosophisch-poetischen Reflexionen wissenschaftstheoretische Themen, die insbesondere nach dem *practical turn* in der Epistemologie, der Lehre vom Wissen und den Wissenschaften, in den Horizont der Aufmerksamkeit gerückt sind. Daher liegt es nahe, dass in der letzten Zeit einige Vertreter der Wissenschaftsforschung ihr Augenmerk wieder verstärkt auf die Ähnlichkeiten und Verbindungen künstlerischer und wissenschaftlicher Produktion legen.⁴ Anselm Kiefer nimmt an diesem Diskurs teil – schließlich argumentiert er auch philosophisch – dennoch ist seine poetische Reflexion nicht hinreichend für eine wissenschaftlich analytische Herangehensweise, was auch nicht intendiert war. Ihr Assoziations- und Anregungspotenzial scheint mir aber sehr hoch zu sein, zumindest gilt das für meine Themen. Einerseits, weil ich mich schon länger mit Forschungen zu den Produktionsbedingungen (geistes-)wissenschaftlichen Wissens beschäftige und mich solche Selbstbeschreibungen interessieren, andererseits, weil seine metaphorische Sprache etwas einspielt, das sich bisher meist der wissenschaftlichen Beschreibung entzieht. Gemeint ist damit nicht die Entstehung wissenschaftlicher Tatsachen, Denkstile, Konstruktionen etc., die ja hinreichend bearbeitet sind, sondern der Komplex der Einflussnahme des Materials auf die

² Anselm Kiefer, „Dankesrede gehalten anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels am 19. Oktober 2008“, Börsenverein des Deutschen Buchhandels (Hg.), *Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2008. Anselm Kiefer*. Frankfurt/Main 2008, 59–72.

³ Kiefer, „Dankesrede“ (wie Anm. 2), 70.

⁴ Beispielhaft aus aktuellen Projekten die Tagung der Schweizerischen Gesellschaft für Semiotik: „Nachdenken über das Handwerk. Wie reflektieren die Wissenschaften und Künste ihr eigenes Tun?“ Vgl. <http://www.hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=11141>. [30.03.2009]. Ebenso vgl. Caroline Welsh, Stefan Willer (Hg.), *Interesse für bedingtes Wissen. Wechselbeziehungen zwischen den Wissenskulturen*, München/Paderborn 2008.

Forschung. Damit ist das eigentliche Thema dieses Textes angesprochen. Er wird sich jenen komplexen Zusammenhängen widmen, in die die Dinge in den historischen und gegenwartsbezogenen Kulturwissenschaften verwickelt sind. Dazu wird im Folgenden das Konzept der materiellen Kulturanalyse vorgestellt, das sich in meinem Fach (Empirische Kulturwissenschaft/Europäische Ethnologie/Kulturanthropologie) aus den Traditionen der Volkskunde entwickelt hat, um es weiterzuentwickeln im Hinblick auf die epistemische Situiertheit von Dingen, also im Hinblick auf ihre Position, ihre Rolle, ihre Eigenschaften und Funktionen im Prozess des Wissenschaffens. Von diesem Aspekt erwarte ich mir einen Beitrag zur „Verhandlung mit Geschichte“ anderer Kulturwissenschaften (in Anlehnung an die Tagung, die den Anlass zu diesem Beitrag gab) und zu einer kulturwissenschaftlichen Epistemologie.

„Dinge“, das sei vorausgeschickt, meint die materielle Seite der Kultur: alle dreidimensionalen nicht menschlichen, nicht lebendigen Gegenstände können als Ding bezeichnet werden. Nicht miteinbezogen werden sollen die erweiterten Gebrauchszusammenhänge von „Ding“, die dem metaphorischen Bereich zuzuordnen sind, während gedachte Dinge, wie sie in der Literatur vorkommen oder in Aufzeichnungen vorhanden sind, durchaus dazuzuzählen sind, da man sich ihre Materialität imaginieren kann.

Mit der in der Überschrift des Textes als „Versprechen der Dinge“ assoziierten aktivistischen Rolle der Dinge im Forschungsprozess soll eine aus der eigenen Forschung angeregte Erfahrung reflektiert und mit aktuellen Theorien verbunden werden. Mit der Hervorhebung des „Versprechens“ soll auf jene Wirkungen verwiesen werden, die Anselm Kiefer als Geist charakterisiert, der in der Materie schon enthalten sei. Ein, wie er betont, nicht-platonischer Geist – so soll es auch hier aufgefasst werden. Die Frage, ob die Dinge uns etwas versprechen oder nur wir uns etwas von ihnen, wird noch zu klären sein. Jedenfalls verbindet sich mit ihnen ein Versprechen auf: Präsenz, Unmittelbarkeit, Authentizität und Evidenz und daher auf Wissen, Erkenntnis, Wahrheit und Gültigkeit – und als Wirkung zweiter Ordnung: Beachtung, Anerkennung und Erfolg.

„Wörter um der Sachen willen“

Die Beschäftigung mit Dingen hat Konjunktur und zurzeit befindet sie sich in einer Hochphase. Konjunkturen ermöglichen, den Blick immer wieder neu auszurichten und neue Facetten eines Themas wahrzunehmen. Ein *material turn*, der die materielle Seite der Kultur betont, war überfällig, nachdem in den beinahe entmaterialisierten Kulturwissenschaften so lange nur von Diskursen und Konstrukten die Rede war.

Die Volkskunde, heute Kulturanthropologie, Europäische Ethnologie oder eben Empirische Kulturwissenschaft genannt, hat diesen *material turn* eigentlich nicht nötig; wir beschäftigen uns ständig mit Dingen und ihren Ansammlungen in privaten und öffentlichen Räumen, in Depots und Museen. Selbstverständlich gibt es auch in meinem Fach Konjunkturen der Aufmerksamkeit und der Beschäftigung mit Dingen (auch Sachen genannt), aber

die Volkskunde war von Anfang an eine Ding-, Sach-, Realienwissenschaft. Allerdings ist die Dingkultur fachgeschichtlich Teil eines Dualismus von geistiger und materieller Kultur, bei dem die Dinge aber immer an zweiter Stelle rangierten. Es ging in erster Linie um das, was Herder mit „Volksseele“ umschrieb und um die von ihr hervorgebrachte geistige Kultur und in zweiter Linie um die materielle Seite der Kultur. Es war Jakob Grimm, der Mitte des 19. Jahrhunderts wiederholt darauf hinwies, dass man Worte um der Sachen willen oder Sachen um der Worte willen treiben könne und er das erstere bevorzuge.⁵ Er begründete damit nachhaltig eine Ausweitung der germanischen Philologie auf die Kulturgeschichte.⁶ Die Grimms stehen daher nicht nur mit ihren Sagen- und Märchensammlungen an der Wiege des Faches Volkskunde. Dass Jacob Grimm mit dem Wort „Sachen“ tatsächlich materielle Dinge als Sachen gemeint habe, ist einer der Gründungsmythen der volkskundlichen Beschäftigung mit den Realien. Vermutlich meinte er eher die Sachverhalte, die Bedeutung und lebensweltliche Situierung der Wörter – die Signifikate, wie sie die spätere Sprachtheorie begrifflich bestimmte.⁷

Auf Grimm beriefen sich ebenfalls die Philologen der Forschungsrichtung „Wörter und Sachen“ ab den 1890er Jahren.⁸ Sie versuchten Wortforschung und Sachforschung zu verbinden, wobei auf ersterem der Hauptakzent lag.⁹ Hier entstanden vorwiegend Arbeiten zum bäuerlichen Gerät in Reliktgebieten der Alpenregionen. Aufzuklären galt es den Forschern nämlich Sprachgeschichtliches und Sachgeschichtliches, beides dachte man in abgelegenen Bergregionen noch in größerer Ursprünglichkeit zu finden. Die Suche nach dem Ursprünglichen dürfte ein gemeinsames Motiv der vom Historismus geprägten Kulturwissenschaften des 19. Jahrhunderts sein.

⁵ Vgl. Jacob Grimm, „Rede auf Lachmann, 1851“, in: Ulrich Wyss (Hg.), *Jacob Grimm: Selbstbiographie. Ausgewählte Schriften, Reden und Abhandlungen*, München 1984, 78–92.

⁶ Nachweislich hat Grimm diese Aussage in verwandter Form schon 1848 in der Vorrede zu seiner *Geschichte der deutschen Sprache* verwendet (S. XI) und später noch variiert, sie wird seither in Varianten zitiert.

⁷ Jacob Grimms Äußerungen dazu sind nicht eindeutig. Vgl. Wolfgang Jacobeit, *Bäuerliche Arbeit und Wirtschaft. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der deutschen Volkskunde*, Berlin 1965, 22–32.

⁸ Vgl. Fritz Lochner von Hüttenbach, „Die Grazer Schule – Meringer und Schuchardt“, in: Klaus Beitzl (Hg.), *Wörter und Sachen. Österreichische und deutsche Beiträge zur Ethnographie und Dialektologie Frankreichs. Ein französisch-deutsch-österreichisches Projekt*, Wien 1982, 61–84.

⁹ Dazu wurden durchaus Kontroversen geführt. Der Schweizer Volkskundler Hoffmann-Krayer argumentierte daher: „In der Geschichte eines einzelnen Wortes steckt oft ein reicherer Schatz für die Volkskunde als in großen Haufen von Gefäßen und Geräten.“ Zitiert nach Danièle Lenzin, *„Folklore vivat, crescat, floreat!“ Über die Anfänge der wissenschaftlichen Volkskunde in der Schweiz um 1900*, Zürich 1995, 155.

„Retten und Sammeln“

Wie in der Provinzialarchäologie, der Ur- und Frühgeschichte und Denkmalpflege widmeten sich volkskundlich Interessierte, noch bevor die Volkskunde zu einem universitären Fach wurde, der Auffindung von Reststücken der Vergangenheit. Im Fall der Volkskunde sind dies in der Hauptsache Dinge der bäuerlich-dörflichen Vergangenheit. „Retten und Sammeln“ sind die Grundprinzipien dieser Bewegung. Es waren die Ideen der kulturgeschichtlich erweiterten Germanistik, wie wir sie heute noch im Namen des Germanischen Nationalmuseums finden, gedacht als ein breiter Zugriff auf die Vergangenheit, auf die Reste der germanischen Kultur, als ein nationalkulturelles Unternehmen ohne kleinstaatliche Grenzen, die sich hier auf breite Felder ausdehnten.

Es wurden (historische) Vereine gegründet, Sammlungen angelegt und Museen eingerichtet. Eines der ersten großen war das von Rudolf Virchow 1889 mitgegründete „Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes zu Berlin“; aber auch die großen Landesmuseen mit ihren ethnografischen Abteilungen, wie das in Zürich 1897 eröffnete, verdanken sich dieser Gründungswelle. Neben der philologisch angeleiteten Sachforschung entwickelte sich also eine museal inspirierte Aufmerksamkeit für die Dinge. Hier ging es nicht mehr nur um das Erfassen des Vorhandenen, sondern um das Zeigen der Dinge und vermittels des Zeigegestus dieser hochkulturellen Institution um eine ästhetische Aufwertung der Dinge – denn was museal geworden ist, wird dem profanen Alltag enthoben und auratisiert. In der Person des ersten Universitätsprofessors für Volkskunde, Otto Lauffer (1874-1949), kamen diese Traditionen zusammen. Als er 1919 in Hamburg die erste Volkskundeprofessur erhielt, hatte er bereits nach einem philologischen Studium als Ausstellungsrezensent und Museumsdirektor berufliche Erfahrungen machen können.

Die Volkskunde war mit ihrer dritten Forschungslinie, der Ethnografie, ebenfalls auf der Spur des Ursprünglichen im sogenannten Volksleben und auch dort wurde zur Erforschung des Alltags der Sachkultur Aufmerksamkeit geschenkt. Allen gemein ist, dass die Hinwendung zum Alltagsleben unterbürgerlicher, vorwiegend ländlich-bäuerlicher Bevölkerungsschichten eine Kompensation des im späten 19. Jahrhundert sich verstärkenden Modernisierungsdrucks ist. Lebenswelten waren einem immer schnelleren Wandel unterworfen, Arbeitsbedingungen veränderten sich mit der Fabrikarbeit radikal, die Warenwelt wurde durch die Ablösung traditioneller Herstellungsweisen immens vergrößert und beschleunigt. Politische Neuordnungen durchziehen das lange 19. Jahrhundert, der Auf- und drohende Abstieg gesellschaftlicher Gruppen lassen eine Modernisierungsfurcht entstehen, die die Sehnsucht nach der Ordnung vergangener Zeiten aufkommen lässt.

In der Volkskultur und deren Objektivationen sah man, wie die zeitgenössische Ethnologie in den außereuropäischen Kulturen, frühere Kulturstufen der eigenen Gesellschaft bewahrt, deren Wert als einerseits Zeugen der Vergangenheit und andererseits Formenreservoir einer zukünftigen, ästhetisch

erneuerten Waren- und Sozialwelt man habhaft werden wollte.¹⁰ Die sogenannte „Volkskunst“ als Konstruktion aus dieser Gemengelage entstand auf diese Weise.¹¹ „Volkslied“, „Volkserzählung“, „Volkstracht“ und „Volksbrauch“ gehören ebenfalls in diese Reihe der erfundenen Traditionen. Ergänzend muss dazu gesagt werden, dass die Kompensation nicht nur Nostalgie war, sondern auch darauf zielte, aktuelle Probleme mit dem Repertoire der Vergangenheit zukünftig lösen zu können: Gerade die Produktion von Sachgütern in den Formen der Volkskunst steht dafür.

Von der Ding- zur Kulturbedeutsamkeit

Methodisch sind die Vorgehensweisen zwar stets auf der Höhe der Zeit – man nutzte jedes neue Aufnahme- und Verzeichnismedium, das gerade aufkam¹²; in der Theoriebildung sind sie aber eher wenig entwickelt bzw. allenfalls den Vorstellungen der Romantik anhängend, die eine Verzauberung der Dinge und damit ein Eigenleben derselben zumindest poetisch für möglich hält. Auch wenn sie das — als andere Seite der Aufklärung und Wissenschaft — wahlweise der Vergangenheit und der ländlich-bäuerlichen Welt zuordnet. Unschwer kann man darin Formen von Verschiebungen gesellschaftlicher Problemsituationen erkennen: Die Ordnung der Dinge repräsentiert hier die Ordnung der Gesellschaft, aber nicht unbedingt die der vergangenen Gegenwart und der anderen Gesellschaft, in der sie situiert sein sollten, sondern die der eigenen Gegenwart.¹³

Nennenswert sind die Beiträge der Volkskundler Otto Lauffer und Karl Sigismund Kramer (1916–1998) im Hinblick auf die Bestimmung der Eigenschaften von Dingen. Von Lauffer stammen Überlegungen zur (Mit-)Wirkung von Dingen bei ihrer Entschlüsselung und zu ihrem Quellenwert in der historischen Forschung. Er spitzt seine Aussage über die Qualitäten der Dinge dahingegen zu, dass sie im Gegensatz zu schriftlichen Überlieferungen nicht lesbar und damit vernehmbar sind, denn: „Sie zeigen nur. Im übrigen sind sie stumm.“¹⁴ Von Kramer stammt der Begriff der „Dingbedeutsamkeit“, der schon auf ein mehrdimensionales Bedeutungsmodell der Dinge verweist. Er löste damit seinen eigenen, sehr umstrittenen spätromantischen Begriff der „Dingbeseelung“ ab, der uns heute doch sehr animistisch erscheint, auch wenn er es selbst nicht so

¹⁰ Vgl. Gudrun König, „Auf dem Rücken der Dinge. Materielle Kultur und Kulturwissenschaft“, in: Kaspar Maase, Bernd Jürgen Warneken, *Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft*, Köln/Weimar/Wien 2003, 95–118.

¹¹ König, „Auf dem Rücken der Dinge“ (wie Anm. 10), 105f. Siehe auch jüngst Franziska Schürch, *Landschaft, Senn und Kuh. Die Entdeckung der Appenzeller Volkskunst*, Münster 2008.

¹² Martin Roth, „Volkskunde der 1920er und 1930er Jahre. Ideologiegeschichtliche Implikationen“, in: Beitzl (Hg.), *Wörter und Sachen* (wie Anm. 8), 45–47, hier 47.

¹³ Vgl. Lioba Keller-Drescher, „Die Fragen der Gegenwart und das Material der Vergangenheit. Zur (Re-) Konstruktion von Wissensordnungen“, in: Andreas Hartmann, Silke Meyer, Ruth E. Mohrmann (Hg.), *Historizität. Vom Umgang mit Geschichte*, Münster 2007, 57–68.

¹⁴ Gudrun König, „Dinge zeigen“. in: Dies. (Hg.), *Alltagsdinge. Erkundungen der materiellen Kultur*, Tübingen 2002, 6–28, hier S.16.

sah. Gemeint war, zeitgenössisch undeutlich formuliert, der Gehalt an „geistiger Kultur“, der in den Dingen eingelagert ist. Beides waren zeittypische Versuche, überhaupt einen theoretischen Standort in der Sachkulturforschung zu finden und die Sachen gegen andere Bedeutungsträger abzugrenzen und aufzuwerten. Denn immer noch galt die alte Hierarchie der Beschäftigungsfelder „Wort, Bild, Sache“ und immer noch stand die Erkundung der „geistigen Kultur“ an der Spitze des Erkenntnisinteresses. Flankiert wurden die volkskundlichen Positionen zur Zeit Lauffers von einer Aufmerksamkeit für die Dinge, wie sie in der Phänomenologie und in den Gesellschaftstheorien stattfand — man denke an Husserl, Simmel, Sombart, Cassirer und Benjamin.

In der NS-Zeit war die Volkskunde fast ganz dem völkisch-rassistischen Paradigma verschrieben und betrieb historische Forschung unter der Prämisse der Herstellung einer Kontinuität germanisch-heidnischen Erbes und einer in diesem Sinne aufgeladenen Symbolkunde. Das Auffinden und Sammeln historischer Artefakte war nur in diesen Deutungshorizonten durchführbar und wurde durch die Rekonstruktion und Produktion von modellhaften Dingen begleitet, wie das Beispiel des Tübinger „Instituts für Deutsche Volkskunde“ in der NS-Zeit zeigt.¹⁵

Erst in der Nachkriegszeit konnte sich die sogenannte historisch-kritische Methode etablieren, die sich einer akribischen archivgestützten Quellenarbeit verschrieb und die Dinge als Sachquellen der Vergangenheit betrachtete, der man entsprechende Sorgfalt entgegenzubringen habe. Die Neuorientierung der Volkskunde im Laufe der späten 1960er und 1970er Jahre brachte neue Ansätze hervor: die Mensch-Ding-Beziehung rückte unter dem Schlagwort „Umgang mit Sachen“¹⁶ wieder in den Mittelpunkt. Dinge wurden als Agenten von Sozialbeziehungen, als Träger von Modernisierungen, als Teil von Biografien gesehen. „Aneignung“ und „Umgang“ als Schlagworte sollten die aktivistische Rolle der Nutzer und Besitzer zeigen und weniger die Eigenschaften der Dinge. Nutzungspraktiken, Erwerbssituationen, Bedeutungsträger, Kontextualisierung sind in der Folge die Schlagworte der 80er Jahre.

Seit den Neunzigern ist in meinem Fach eine verstärkte Hinwendung zu den Museumsdingen bemerkbar und mit ihnen eine Diskussion, die nach dem Zeichencharakter fragt und der Wirkung von Dingen im Raum des Museums und nach ihrem Wirkungsgrund und daher die Dinge wieder als Komplex aus Material, Form und Bedeutung ernst nimmt.¹⁷ Wichtige Impulse dazu kamen aus der Semiotik, die Modelle bot, um die verschiedenen Ebenen der Dinge wissenschaftlich zu analysieren und in ein gültiges interdisziplinäres Schema

¹⁵ Vgl. Maria Kechaja, Sarah Kleinmann, Christian Kretschi, „Original, Kopie, Modell: Sammeln am ‚Institut für deutsche Volkskunde‘“, in: Gudrun König (Hg.), *Anschauungsmaterial. Fachgeschichte als Sachgeschichte*, Tübingen 2007, 79–90.

¹⁶ Das war der Titel eines richtungsweisenden Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (1981) und der daraus resultierenden Publikation: Konrad Köstlin, Hermann Bausinger (Hg.), *Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs*, Regensburg 1983.

¹⁷ Vgl. Gottfried Korff, „Notizen zur Dingbedeutsamkeit“, in: *13 Dinge. Form, Funktion, Bedeutung*, Stuttgart 1992, 8–17.

zu bringen. Wichtige Stichwort sind hier die „Semiophoren“ (Zeichen- oder Bedeutungsbehälter) von Krzysztof Pomian,¹⁸ aber auch die Weiterentwicklung von Kramers Dingbedeutsamkeit hin zu einer Kulturbedeutsamkeit der Dinge.¹⁹ Dieses Nachdenken erstreckte sich schließlich auch wieder auf die Alltagsdinge und floss in einige größere Forschungsarbeiten ein.²⁰

Etwa zu dieser Zeit entstanden Studien in der Wissenschaftsforschung, die erstmals nach der Rolle der Dinge im Wissenschaftsprozess fragen und eine deutliche Korrektur der Wissenschaftstheorie einfordern. Bruno Latour ist hier an erster Stelle zu nennen, aber auch Mieke Bal und Hans-Jörg Rheinberger. Alle drei haben in ihren Schriften mit je unterschiedlichen Akzenten herausgearbeitet, warum Dingen im Forschungsprozess mehr Beachtung geschenkt werden muss.

Materielle Kulturanalyse und epistemische Dinge

Aus der Wissenschaftsgeschichte wurden bisher argumentativ jene Stränge ausgeführt, die die gegenwärtige Situation begründen und die Weiterentwicklung von Konzepten ermöglichen. Selbstverständlich ist jede Erzählung vom Anfang ein Konstrukt, das sich mehr vom Endpunkt als vom Anfang her bestimmt, aber es ist sinnvoll, die fachliche Positionierung der Beschäftigung mit Dingen so darzulegen, dass sie zur aktuellen Diskussion passt, damit bestimmte Positionen wieder aufgenommen und weitergeführt werden können. Die fachgeschichtlichen Akzentuierungen sind angelehnt an Autoren, deren Expertise hier einfließt. Neu wird im Folgenden dagegen der Versuch einer Verknüpfung von *material* und *practical turn* der Wissenschaftsforschung mit dem Konzept der materiellen Kulturanalyse sein.

Materielle Kulturanalyse oder *Analyse materieller Kultur*, wie das Konzept der Kulturwissenschaftlerin Gudrun König genannt wird, bringt verschiedene Ansätze zusammen und moduliert sie. Hier werden Konzepte der *material culture studies*, die seit den 1980er Jahren im angelsächsischen Raum etabliert sind und ihren Schwerpunkt in der Mensch-Ding-Beziehung, besonders aber in der Konsumgeschichte haben, mit denen aus der Volkskunde verbunden. Kramers „Dingbedeutsamkeit“ wird hier weiterentwickelt zu einer „Kulturbedeutsamkeit“ der Dinge, die die Aufspaltung in die verschiedenen Perspektiven der Mensch-Ding-Beziehung, der Materialität und der Wirkung von Dingen in verschiedenen Kontexten aufnehmen und gleichzeitig in einem gemeinsamen Analysemodell aufheben. Materielle Kulturanalyse soll unter Anerkennung der Multiperspektivität auf und Polyvalenz von Dingen in der

¹⁸ Vgl. Krzysztof Pomian, *Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln*, Berlin 1988, 50f.

¹⁹ Vgl. Gottfried Korff, „Ein paar Bemerkungen zur Dingbedeutsamkeit“, In: Silke Götsch u. a. (Hg.), *Kieler Blätter zur Volkskunde* 32 (2000), 21–33 und Gudrun König, „Stacheldraht: Die Analyse materieller Kultur und das Prinzip der Dingbedeutsamkeit“, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 15. Jg, Heft 4, 2004, 50–72.

²⁰ Beispielhaft dafür: Andrea Hauser, *Dinge des Alltags. Studien zur historischen Sachkultur eines schwäbischen Dorfes*, Tübingen 1994.

Kultur den Dingen eine eigene Aussagequalität zugestehen und in der Forschung mit ihnen zu Aussagen kommen, die ohne die Orientierung an ihnen nicht möglich wäre.²¹ Gedacht ist also an ein mehrdimensionales Modell von Kulturanalyse, das die Kultur – verstanden als Summe der Bezüge der Menschen zu ihrer Lebenswelt – mithilfe der Dinge und die Dinge mithilfe der Kultur deuten will. Besonderes Augenmerk wird dabei der Fortentwicklung von Otto Lauffers Aussage zu den deiktischen Fähigkeiten der Dinge geschenkt. Das Zeigen als spezifischer Modus der Dinge soll damit ernst genommen werden, statt wie bisher den zweiten Teil von Lauffers Aussage, dass sie darüber hinaus stumm seien, dahin gehend misszuverstehen, dass sie nur in Kontexten analysierbar seien.

Materielle Kulturanalyse muss sich also den Besonderheiten der Dinge als nichtsprechende, sondern zeigende (hier wäre im Rahmen der Musikwissenschaft zu ergänzen: auch als klingende) widmen, also nicht nur dem Gegenstand als solchem, sondern ebenfalls der Spezifik und den Bedingungen seiner Analyse zuwenden. Materielle Kulturanalyse kann nicht nur auf die Bedeutungen von Dingen in der Kultur und auf die Bedeutung der Kultur für die Dinge, sondern sollte meiner Meinung nach auch auf die Analyse von Dingen im Forschungsprozess angewandt werden, da sie nicht auf bestimmte Dinggruppen eingeschränkt ist.

Anwesenheit und Wahrnehmung des Materiellen

Dinge präsentieren im Modus des Zeigens sich selbst und die durch sie verkörperten Wissensordnungen. Die Anforderung an uns Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler besteht nun darin, dieses eingelagerte Wissen und die Eigenheiten des Materials in angemessener Weise zu berücksichtigen, um es zu verstehen und in seiner Kulturbedeutsamkeit analysieren zu können. Denn weil Dinge zeigen und nicht sprechen, liegen ihre Informationen nicht in einer narrativ-linearen Anordnung wie bei Text und Schrift vor, sondern wie bei Bildern simultan, gleichzeitig. Dinge sind nicht einfach in einer vorgegebenen Leseordnung von links nach rechts, von oben nach unten, von vorne nach hinten zu erfassen. Im Zeigen erzeugen sie eine Wirkung, die sich einer linearen Hermeneutik entzieht und gleichzeitig einen sinnlichen Eindruck erwirkt.

Was sind die Konsequenzen, insbesondere im wissenschaftlichen Umgang mit Dingen? Um das zu verstehen, ist es notwendig darüber nachzudenken, was das Wesen der Dinge, das So-sein der Dinge ist. Das ist der Punkt, den die „anwendenden“ Wissenschaften normalerweise nicht angehen. Wenn man

²¹ „Im engeren Sinn als Erforschung der materiellen Kultur sind jene Ansätze zu bezeichnen, die den Dingen eine eigene Aussagequalität zugestehen: Analysen, die aus der Struktur der Dinge oder ihrer bildlichen wie textlichen Repräsentationen Aussagen ableiten, die ohne diesen spezifischen dingorientierten Blick nicht zu gewinnen wären.“ König, „Auf dem Rücken der Dinge“ (wie Anm. 10), 118.

sich im allgemeinen damit begnügt, dass Dinge die Summe ihrer Geschichte, ihres Gewordenseins sind, dann erklärt man sie letztlich für tot und kann folglich mit ihnen machen, was man will. Das entspricht vielleicht unserem menschlichen und wissenschaftlichen Herrschaftsanspruch über die Dinge, aber unsere Erfahrungen widersprechen dem: Dinge nehmen auf uns Einfluss und genau darüber muss man sich gewiss werden. Hier soll es hauptsächlich um die Einflussnahme von Dingen auf den Prozess des Wissenschaffens gehen.

Da es keine aktuelle umfassende Theorie der Dinge gibt, sieht man einmal von Hartmut Böhmes Versuch über „Fetischismus und Kultur“²² ab, und für die wissenschaftlichen Dinge nur aus der Naturwissenschaft entwickelte oder im Rahmen der Museumsfragen thematisierte, müssen hier notwendig eingeschränkte Perspektiven eingenommen werden und können nur Annäherungen unternommen werden. Deshalb wird an dieser Stelle die Dingtheorie der wissenschaftlichen Dinge auf den Teil reduziert, der ohne eine Ontologie nachvollziehbar ist. Hier nehme ich die phänomenologische Philosophie bzw. ihre aktuellen Weiterentwicklungen zu Hilfe.²³ Demnach sind Dinge nicht ein Was, eine abgeschlossene deutlich erkennbare Entität, sondern ein Dass, ein Gegebenes, ein Sichzeigendes, das schon da ist und auf dessen Existenz wir re-agieren, antworten, wenn es sich uns zeigt oder gibt. Sie sind uns nur in ihrem Dass erkenntlich, das heißt, es ist nicht auszuschließen, dass sie mehr sind, als sie zeigen und wir wahrnehmen, was wir ganz unplatonisch als Grenze der Erkenntnis auffassen müssen. Dieser Präsenzeffekt, der aus ihrem sinnlich wahrgenommenen Vorhandensein, ihrer raumeinnehmenden Materialität, ihrer unsere Sinne berührenden Eindrücklichkeit und ihrer nicht gänzlichen Erfassbarkeit resultiert, ist kürzlich von Hans Ulrich Gumbrecht wieder prominent in die Diskussion eingebracht worden.²⁴ Seine Tendenz zu einem partiellen Abschied vom hermeneutischen Anspruch der Geisteswissenschaften teile ich nicht. Der Neuigkeitswert der Gumbrecht'schen Überlegungen relativiert sich, wenn man das bisher schon von philosophischer Phänomenologie und Aisthetik, der philosophischen Wahrnehmungslehre, Geleistete mit in Betracht zieht. Es kommt ihm aber der Verdienst zu, dem Präsentischen wieder zur effektvollen Präsenz im Diskurs verholfen zu haben. Vor ihm hatte zum Beispiel der Philosoph Dieter Mersch in seinen Arbeiten zur präsentischen Ästhetik auf den Modus der Anwesenheit und auf die Wahrnehmung als ein Ereignis von Anwesenheit und Respons hingewiesen und damit den performativen Charakter der Wahrnehmung des Materials (bei ihm ist es auf Kunstwerke bezogen) betont.²⁵ Werks- und Rezeptionsästhetik können so

²² Hartmut Böhme, *Fetischismus und Kultur. Eine andere Theorie der Moderne*, Reinbek bei Hamburg 2006.

²³ Zu nennen sind hier insbesondere Gernot Böhme und Dieter Mersch.

²⁴ Hans Ulrich Gumbrecht, *Diesseits der Hermeneutik. Die Produktion von Präsenz*, Frankfurt/Main 2004. Diesen Hinweis verdanke ich Regula Rapp (Basel).

²⁵ Dieter Mersch, *Ereignis und Aura. Untersuchungen zu einer Ästhetik des Performativen*, Frankfurt/Main 2002; Ders., *Was sich zeigt. Materialität, Präsenz, Ereignis*, München 2002.

in einer „Ereignisästhetik“ zusammengefügt werden. Etwas erscheint, betritt den Raum, macht Geräusche, erzeugt eine Atmosphäre – ich fühle, sehe, höre und richte mich wahrnehmend auf dieses Etwas aus. Das, was daraus entsteht, das Ereignis, wird von beiden erzeugt. Der Effekt entsteht im Zwischenraum zwischen beiden. Man kann daraus ein Model für die performative Wahrnehmung und Wirkung von Kunst genauso ableiten wie für das Verhältnis von Mensch und Ding überhaupt und für die Verhältnisse in der Forschung mit (Wissens-)Dingen.

Zum epistemischen Status der Dinge

In der Wissenschaft verschärfen sich aber die Verhältnisse, weil mit einem Zwischenraum schwer umzugehen ist und eine Affiziertheit vom Gegenstand nach klassischer Auffassung eigentlich nicht zulässig ist. Langsam hat sich hier in der Wissenschaftstheorie aber ein neuer Standpunkt durchgesetzt. Es ist besonders das Verdienst von Bruno Latour, hier ein wenig Licht in die dunklen Zwischenräume gebracht zu haben, die es nach der bis dahin gültigen Vorstellung eigentlich nicht geben durfte – sie wurden vom denkenden Geist und vom entdeckenden Forscher übersprungen.²⁶ Latour beschreibt Forschung dagegen als eine Kette von Transformationen, die jeweils den vorigen Befund zum Ausgang einer nächsten Abstraktion machen, die dann wieder zum Material der nächsten Form wird. In dieser Verkettung, oder dreidimensional gedacht, in diesem Netzwerk, befinden sich auch die Dinge, teils als Teilnehmer der Forschung, teils als Voraussetzung oder Ergebnis. Er beschreibt die Dinge als immer schon mit den Menschen vermischte Wesen. Weil sich in ihnen menschliche Arbeit manifestiert, menschliche Vorstellungen artikuliert werden und die Dinge auf die Menschen zurückwirken. Die Dinge werden damit zu Akteuren in der Forschung.

Auch beim Wissenschaftsforscher Hans-Jörg Rheinberger bekommt das Ding in der Wissenschaft einen neuen Status als epistemisches Ding.²⁷ Rheinbergers aus der Wissenschaftsgeschichte der Biochemie gewonnenen Einsichten stellen uns bestimmte Gruppen von Dingen als quasi nichtinstrumentelle Teile von Forschung vor. Epistemische oder Wissensdinge sind die Teile von Experimentalsystemen an denen, mit denen sich Wissen gewinnen lässt. Sie verändern sich im Laufe des Forschungsprozesses, sie sind zunächst unscharf und werden im Zusammenspiel von Versuchsanordnung, Wissenschaftlern, technischen Objekten und anderen Bedingungen herausgearbeitet. Was nicht heißt, dass sie vorher so schon da waren. Sie sind Teil und Ergebnis von Forschung, nicht ihre Voraussetzung. Rheinberger resümiert es so: „Im epistemischen Ding steckt unauflösbar das Moment der Überraschung wie das der langen Weile, der Geduld. Seine Widerständigkeit fordert uns eher herein als

²⁶ Bruno Latour, *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*, Frankfurt/Main 2000.

²⁷ Hans Jörg Rheinberger, *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*, Frankfurt/Main 2006.

heraus. Wir bezwingen es nicht, es überrascht uns, es braucht seine Zeit, es kann uns auch vom Weg abbringen oder auf andere Wege führen.“²⁸

Bei aller Anstrengung, sich in Modelle aus der Wissenschaftsforschung der Naturwissenschaften hineinzudenken und auch noch einen Gewinn für die geisteswissenschaftlichen Problemlagen herauszuziehen, ist Rheinbergers Reflexion eine sehr hilfreiche Beschreibung, die man so übertragen kann: Dinge verändern sich im Verlauf einer Forschung, sie sind am Ende nicht das, was sie am Anfang waren, sie tragen zur Gewinnung von Wissen bei, wenn man ihnen den Akteursstatus einräumt, sich auf ihre Eigenheiten einlässt und sich von ihnen vom eigentlich gedachten Weg abbringen lassen kann. Sie zu artikulieren, ist die Aufgabe des forschenden Subjekts, statt sie zum Verstummen zu bringen, indem sie nur illustrativ, beleghaft eingesetzt werden und ihnen kein eigener Erkenntnisanteil zugestanden wird, weil sie auf Vorannahmen reduziert werden und ihr Überschuss an Bedeutung nicht zugelassen wird. Die Kulturwissenschaftlerin Mieke Bal merkt in ihren Anleitungen zur Kulturanalyse dazu an: „Es liegt auf der Hand, dass Objekte nicht sprechen können, doch sie können im Hinblick auf ihre Komplexität und ihre nicht zu lüftenden Geheimnisse mit genügend Respekt behandelt werden, damit sie die Möglichkeit erhalten, die Stoßkraft einer Interpretation zu bremsen, abzulenken und zu komplizieren.“²⁹

Dadurch, dass epistemische Dinge eine Verlaufsform haben, ist ihnen eine Geschichtlichkeit inhärent. Eine Geschichtlichkeit, die sich auf den Verlauf der Forschung bezieht, der hier als performativ, als Ereignis zwischen Ding und ForscherIn ja schon gekennzeichnet wurde. Auf den Bereich der Forschung mit historischen Gegenständen angewendet, ergibt sich daraus eine doppelte Geschichtlichkeit. Die historischen Dinge, in meinem Fall zum Beispiel historische Kleidung, Stoffmustersammlungen, Archivalien, Bilder, verändern sich im Laufe der Forschung einerseits, sie sind am Ende anders als sie am Anfang waren, mit ihnen konnte Wissen generiert werden, das vorher nicht vorhanden war. Sie sind aber auch der Veränderung unterworfen, die sich daraus ergibt, dass sich nach ihrer eigentlichen Zeit, ihrer ursprünglichen historischen Situiertheit, Entwicklungen stattfanden, die sie im Nachhinein verändern.³⁰ Dies ist eine paradoxe Geschichtlichkeit, die sich der herkömmlichen Ansicht über einen linearen Verlauf von Geschichte widersetzt. Mieke Bal nennt das *preposterous* (widersinnige Geschichte)³¹, Rheinberger mit Bezug auf Georg Kubler, T.S. Eliott und Derrida nennt es *rekurrierende Epistemologie* oder *Historialität*.³²

²⁸ Ders., „Objekt und Repräsentation“, in: Bettina Heinz, Jörg Huber (Hg.), *Mit den Augen denken. Strategien der Sichtbarmachung in wissenschaftlichen und virtuellen Welten*, Zürich 2001, 55–61, hier 61.

²⁹ Mieke Bal, *Kulturanalyse*, Frankfurt/Main 2002, 18.

³⁰ Beispiele und nähere Ausführungen dazu in: Keller-Drescher, „Die Fragen der Gegenwart“ (wie Anm. 13).

³¹ Bal, *Kulturanalyse* (wie Anm. 29), 224–262.

³² Rheinberger, *Experimentalsysteme* (wie Anm. 26), 222–229.

Die Geschichte verändert sich also nicht nur, indem sie sich linear nach vorne auf der Zeitachse entwickelt, sondern auch das, was vorher war, verändert sich durch das Nachfolgende. Was sind die Konsequenzen? Die Bedeutsamkeit eines Dings erläutert sich nicht allein durch die Erforschung einer ursprünglichen Intention, aus der heraus ein Ding entstanden ist³³ – diese Klärung kann nur ein erster Schritt sein, um es zu verstehen. Die Rekontextualisierung, der Versuch der Wiedereinbettung in das historische Umfeld kann zu einer weiteren Klärung beitragen; die anhaltende Bedeutsamkeit dieses Dings zu untersuchen, ist der abschließende und nicht zu vernachlässigende Schritt: Warum hat etwas noch Relevanz, warum geht von ihm ein Versprechen aus, warum ist es in einem Untersuchungsfeld von Bedeutung? Diese Relevanz und anhaltende oder wieder einsetzende kulturelle Bedeutung eines Dings oder von Dingensembeln muss folglich immer mitbeachtet werden. Historische Dinge in der Forschung sind daher immer epistemische Dinge. Denn am Ende ist nichts mehr so wie es am Ausgangspunkt des Forschungsprozesses war. Es muss Teil eines reflexiven Wissenschaftsverständnisses sein, die jeweiligen Anteile von Gegenwartsgebundenheit der jeweiligen Akteure einer Forschung mitzubedenken, eben den der Dinge, den der Forscher/in und den der Fragestellung.

Besondere Aufmerksamkeit muss der je spezifischen Materialität der Dinge gewidmet werden, zumal auf die Frage hin, wie sich deren Wirkung und Bewertung verändert. Dem Material als solchem, also seiner Stofflichkeit und seiner Form, kommt schließlich für den Effekt des Präsentischen große Bedeutung zu. In Material und Form sind die Botschaften der Vergangenheit als Form der Zeit repräsentiert. In ihnen bringen sich die Machtverhältnisse, in denen die Dinge einmal situiert waren, vielleicht am deutlichsten zum Ausdruck. Sie lenken die Aufmerksamkeit immer noch wirkungsvoll. Denn die machtvolleren Dinge bestimmen durch ihre größere Chance zum Erhalt, ihre gewichtige Position im Diskurs und ihre hohe Anmutungsqualität das Wissen über die Vergangenheit mit und verlängern so deren Machtverhältnisse. Das reicht soweit, dass sie auch das Ansehen der Wissenschaften und Wissenschaftler mitbestimmen, die sich mit ihnen befassen. Sie verwandeln sich in symbolisches Kapital der jeweiligen Wissenschaften. Das zeigt sich in den Hierarchien der Museumsabteilungen wie in denen der universitären Fachbereiche.

Die Dinge sind in solche komplexen Zusammenhänge verwickelt, obwohl sie durch ihr So-Sein, ihre Präsenz, ihre Gegenwärtigkeit vermitteln, dass sie in hohem Masse evident seien. Genau darauf gründen die eingangs genannten Versprechen der Dinge. Und auf diesem Grund entsteht ihre wirkende Eigenschaft, Verstehen, Wissen und Erkenntnis unmittelbar zu ermöglichen. Eine Wirkung, die auf der anderen Seite von der Hoffnung des forschenden Subjekts auf spannende Funde, anstrengungslose Erkenntnis und große Anerkennung mit erzeugt wird. Sie sind im Prozess der Episteme untrennbar miteinander verbunden. Insofern ist in der Materie der Geist in mehrfacher Hinsicht enthalten.

³³ In diesem Sinne auch Bal, *Kulturanalyse* (wie Anm.29), 18f. und Kap.10, 295–334.

